

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 1

Artikel: Eine Begegnung
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

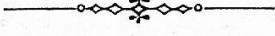
Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

genommen werden könnte. Zuweilen entsteht es auch aus dem widersinnigen Gefühl ihrer Wichtigkeit und Stellung, bei Leuten, die von gar keiner Wichtigkeit sind, und deren Stellung eine unbedeutende ist.

Es ist merkwürdig, wie kleine, gewöhnliche Leute sich zuweilen einbilden, groß und wichtig zu sein.

(Schluß folgt.)



Hochzeitslied.

(Zu dem Bilde: „Die Hochzeitsreise“.)

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh' und lieb' und leide!

freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Geh' und lieb' und leide!

Frommer Augen helle Lust
Ueberstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide —
Geh' und lieb' und leide!

Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh' und lieb' und leide!

Conrad Ferdinand Meyer.

Eine Begegnung.

Von Guy de Maupassant.

Der Eisenbahnwagen war von Cannes weg vollständig besetzt; man plauderte, da alle Reisenden einander kannten. Als man an Tarascon vorbeifuhr, sagte jemand: „Hier also finden die vielen Mordtaten statt.“ Und dann kam man auf den unheimlichen, unsägbaren Mörder zu sprechen, welcher seit zwei Jahren, von Zeit zu Zeit, bald da, bald dort, auftauchte. Federmann hatte Vermutungen darüber und äußerte seine Meinung; die Frauen schauten schaudernd durch's Fenster in die dunkle Nacht hinaus, in der beständigen Furcht, den Kopf eines Mannes hinter der Wagentüre auftauchen zu sehen. Man begann Schauerergeschichten zu erzählen: Dort hatte einer eine unheimliche Begegnung gehabt; hier war ein anderer in einem Schnellzug mit einem Wahnsinnigen zusammengesperrt worden; ein dritter hatte bange Stunden, mit einer verdächtigen Person als Gegenüber, zugebracht.

Unter den Männern wußte jeder eine Anekdote zu seiner eigenen Verherrlichung zu erzählen; jeder hatte unter seltsamen Umständen mit Bewunderungswürdiger Geistesgegenwart und Rühmheit irgend einen Bösewicht eingeschüchtert, niedergeworfen oder gar gefnebelt. Ein Arzt, welcher jeden Winter im Süden zubrachte, wollte nun auch seinerseits ein Abenteuer zum

besten geben: — „Ich selber,“ sagte er, „hatte nie das Glück, meinen Mut in ähnlichen Erlebnissen zu erproben; aber ich kannte eine Dame, eine meiner Patientinnen — sie ist jetzt gestorben — welche ein überaus seltsames, aber zugleich geheimnisvolles und rührendes Erlebnis hatte.“

Die Gräfin Maria Baranow war eine Russin; eine sehr vornehme Dame von ausgesuchter Schönheit. Sie wissen alle, wie schön die Russinnen sind; oder wie sie uns wenigstens schön vorkommen: Die Nase feingeschnitten, der Mund von blühender Zartheit, die Augen nahe beisammen und von einer nicht näher bestimmbarer grauer Farbe, dann ihre Füchte, man möchte fast sagen steife Anmut. Sie haben etwas Dämonisches und Verführerisches, Stolzes und Sanftes, Zärtliches und Strenges an sich, ein Gemisch von Eigenschaften, was uns Franzosen entzückt. Im Grunde genommen ist es vielleicht nur die Verschiedenheit der Rasse und des Typus, welche mich so viele Eigentümlichkeiten an ihnen wahrnehmen lässt. — Ihr Arzt, welcher sie seit mehreren Jahren als brustfrank behandelt hatte, versuchte sie zu einem Aufenthalt im Süden Frankreichs zu bewegen; aber sie weigerte sich hartnäckig, Petersburg zu verlassen. Im letzten Herbst endlich, als er sie bereits verloren gab, unterrichtete der Arzt den Gatten von ihrem Zustand. Dieser befahl seiner Frau, augenblicklich nach Mentone zu verreisen. Sie begab sich auf den Zug und bestellte ganz allein einen Abteil, während ihre Dienerfchaft sich in einem andern aufhielt. Ein wenig traurig gestimmt, lehnte sie sich gegen das Fenster und starrte in die vorbeifliegenden Felder und Dörfer hinaus; sie fühlte sich so vereinsamt, so verlassen im Leben. Sie hatte keine Kinder, wenig Verwandte und einen Mann, dessen Liebe erloschen war und der sie allein ans andere Ende der Welt schickte, wie man einen kranken Diener ins Spital speditiert.

Bei jeder Station kam ihr Diener Iwan, um sich nach etwaigen Bedürfnissen seiner Herrin zu erkundigen. Es war ein alter, ihr blindlings ergebener Diener, bereit, alle ihre Befehle zu erfüllen. — Die Nacht brach herein. Der Zug rollte mit voller Geschwindigkeit dahin. In den Nerven völlig erschöpft, konnte sie nicht einschlafen. Plötzlich fiel ihr ein, sie wolle doch das Geld zählen, welches ihr Mann ihr in der letzten Minute in französischem Gold eingehändigt hatte. Sie öffnete ihre kleine Tasche und schüttete das glänzende Metall in ihren Schoß.

Auf einmal streifte ein kalter Luftzug ihr Gesicht. Überrascht, hob sie den Kopf. Die Türe war soeben geöffnet worden. Bestürzt warf die Gräfin ein Tuch über das in ihrem Schoß ausgebreitete Geld und verharrte gespannt in dieser Lage. Einige Sekunden verflossen. Dann tauchte ein Mann auf. Er war barhäuptig und an der Hand verwundet. Keuchend stand er da. Dem Kleide nach mußte er aus einer Abendgesellschaft kommen. Er schloß die Türe, setzte sich und betrachtete seine Nachbarin mit vor Aufregung glän-

zenden Augen. Dann wickelte er ein Taschentuch um sein blutendes Handgelenk.

Die junge Frau wurde fast ohnmächtig vor Angst. Gewiß hatte dieser Mann gesehen, wie sie ihr Geld zählte, und kam nun, um sie zu berauben und zu töten. Immer noch außer Atem, mit zuckendem Gesicht, schaute er sie starr an, ohne Zweifel bereit, sich auf sie zu stürzen.

Nun aber sagte er: „Madame, befürchten Sie nichts.“ Unfähig die Lippen zu bewegen — sie hörte, wie ihr das Herz schlug und wie es in den Ohren rauschte — antwortete sie nicht.

Da fuhr er fort: „Ich bin kein Bösewicht, Madame!“

Sie konnte immer noch nichts sagen; aber infolge einer unwillkürlichen Bewegung, die sie machte, begann ihr das Gold langsam auf den Teppich hinunter zu rollen, wie das Wasser von einer übervollen Dachrinne auf den Boden rinnt.

Erstaunt betrachtete der Herr das niederrieselnde Metall und bückte sich dann plötzlich, um es zusammenzulesen.

Außer sich, warf sie all' ihr Geld auf den Boden und eilte zur Türe, um sich auf den Bahndamm zu stürzen. Er aber erriet ihre Absicht, sprang auf, ergriff sie am Arme, drückte sie mit Gewalt auf den Sitz nieder und sagte, indem er sie an den Handgelenken festhielt: „Hören Sie mich an, Madame, ich bin kein Verbrecher. Zum Beweis werde ich all' das Gold zusammenlesen und es Ihnen zurückgeben. Aber ich bin verloren, sofern Sie mir nicht über die Grenze helfen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. In einer Stunde kommen wir auf der letzten russischen Station an, in einer Stunde und 20 Minuten werden wir die Grenze des Reiches kreuzen. Wenn Sie mir nicht beistehen, bin ich verloren. Und doch habe ich weder gemordet, noch gestohlen, noch irgend etwas getan, was unehrenhaft wäre. Das kann ich Ihnen beschwören, aber mehr darf ich nicht sagen.“

Er ließ sich auf die Knie nieder und raffte das Gold zusammen, auch die weiter gerollten Stücke unter den Bänken suchend. Als die kleine Ledertasche von neuem gefüllt war, übergab er sie, ohne ein Wort hinzuzufügen, seiner Nachbarin und kehrte an seinen Platz am anderen Ende des Abteils zurück.

Dann rührte sich eine Zeitlang weder das eine noch das andere. Noch halb ohnmächtig vor Schrecken, blieb sie unbeweglich und stumm, beruhigte sich aber nach und nach. Er, seinerseits, machte keine Geberde, keine Bewegung; er blieb aufrecht stehen, starr vor sich hin sehend, wie ein Toter. Von Zeit zu Zeit warf sie einen raschen Blick nach ihm. Es war ein sehr schöner Mann von ungefähr 30 Jahren, der ganz das Aussehen eines Edelmannes hatte.

Der Zug bewegte sich in der Dunkelheit fort, schrie seine ohrenzerreißen-

den Pfiffe in die Nacht hinaus, verlangsamte von Zeit zu Zeit seine Geschwindigkeit und nahm sie dann wieder auf mit verdoppelter Kraft. Auf einmal nahm er eine ruhigere Gangart an, pfiff mehrere Mal und stand still.

Iwan erschien in der Türe, um Befehle entgegen zu nehmen.

Ein letztes Mal betrachtete die Gräfin Marie aufmerksam ihren unheimlichen Gefährten, dann sagte sie in barschem Ton zum Diener: „Iwan, du wirst zum Grafen zurückkehren, ich brauche dich nicht mehr.“

Der gute Alte machte, vor Staunen wortlos, nur ein paar große Augen und stammelte: „Aber Gräfin.“

Sie wiederholte: „Nein, du wirst nicht mitkommen, ich habe mich anders besonnen. Ich will, daß du in Russland bleibst. Hier, nimm das Geld zu Deiner Heimreise und gib mir deine Mütze und den Mantel.“

Betroffen, nahm der alte Diener seine Mütze ab und reichte ihr seinen Mantel. An die plötzlichen Willensänderungen und unwiderstehlichen Launen der Herrschaften gewöhnt, gehorchte er immer, ohne zu widerreden. Und mit Tränen in den Augen entfernte er sich.

Der Zug fuhr weiter, der Grenze zu.

Jetzt sagte die Gräfin zu ihrem Nachbar: „Diese Kleidungsstücke sind für Sie, mein Herr, und Sie sind jetzt Iwan, mein Diener. Nur eine Bedingung stelle ich, nämlich: daß Sie nie zu mir sprechen, kein Wort, weder um mir zu danken, noch aus sonst einem Grunde.“

Der Unbekannte verbeugte sich stumm.

Wald hielt der Zug von neuem und Grenzbeamte in Uniform durchsuchten ihn. Die Gräfin reichte ihnen die Papiere und auf den Fremden im Hintergrunde des Wagens zeigend, sagte sie: „Das ist mein Diener Iwan und hier sein Paß.“

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Während der ganzen Nacht blieben sie beisammen, beide stumm.

Als sie beim Morgengrauen in einem deutschen Bahnhof anhielten, stieg der Unbekannte aus; in der Türe jedoch blieb er stehen: „Verzeihen Sie, Madame, daß ich mein Versprechen breche; aber ich habe Sie Ihres Bedienten beraubt und es ist nichts als recht und billig, daß ich ihn erseße. Haben Sie nichts nötig?“

Sie versetzte kühl: „Holen Sie mir meine Kammerfrau.“

Er begab sich zu dem Zwecke hinaus und kam nicht wieder.

Als sie bei einer Station mit Buffet austieg, bemerkte sie ihn von weitem und sah, wie er sie betrachtete.

Sie kamen in Mentone an.

*

Eine Sekunde lang schwieg der Doctor, dann fuhr er fort: „Eines Tages, als ich wie gewöhnlich meine Patienten empfing, sah ich einen großen

Herrn eintreten, welcher sogleich begann: „Herr Doktor, ich komme, mich nach dem Zustand der Gräfin Marie Baranow zu erkundigen. Ich bin ein Freund ihres Mannes, wenn auch sie selbst mich nicht kennt.“

Ich antwortete: „Sie ist verloren und wird nicht nach Russland zurückkehren.“

Erregt, brach der Herr in krampfhaftes Schluchzen aus, dann erhob er sich und ging hinaus, schwankend wie ein Betrunkener.

Am gleichen Abend noch benachrichtigte ich die Gräfin davon, daß ein Fremder sich bei mir nach ihrer Gesundheit erkundigt habe. Sie schien bewegt und vertraute mir eben die erzählte Geschichte an. Dann fügte sie hinzu: „Wie mein Schatten folgt mir jetzt dieser Mann, den ich gar nicht kenne. Jedes Mal, wenn ich ausgehe, treffe ich ihn und dann schaut er mich immer so eigen an, spricht aber nie.“ Sie dachte einen Augenblick nach und fuhr fort: „Übrigens wette ich, daß er sich unter meinen Fenstern aufhält.“ Sie verließ ihr Ruhebett, schob die Vorhänge bei Seite und zeigte mir in der Tat den Herrn, welcher mich aufgesucht hatte, wie er auf einer Bank in der Allee dasaß, mit dem Gesicht dem Hotel zugewendet. Er wurde unsrer ansichtig und entfernte sich darauf, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Seitdem hatte ich Gelegenheit, einem überraschenden und schmerzlichen Geschehnis, der stummen Liebe dieser beiden Menschen, welche einander gar nicht kannten, beizutwohnen.

Er liebte sie mit der Unabhängigkeit eines geretteten Tieres, dankbar und ergeben bis in den Tod. Jeden Tag kam er und fragte: „Wie geht es ihr?“ indem er wohl bemerkte, daß ich seinen Zustand durchschaute, und weinte bitterlich, wenn er sie Tag für Tag schwächer und blässer vorbeigehen sah.

Sie sagte zu mir: „Obwohl ich nur ein einziges Mal mit diesem merkwürdigen Menschen gesprochen habe, so ist es mir doch, als könnte ich ihn seit zwanzig Jahren.“

Wenn sie sich trafen, gab sie ihm seinen Gruß mit einem ernsten, entzückenden Lächeln zurück. Ich fühlte, daß sie, die so verlassen war und sich unheilbar wußte, glücklich bei dem Gedanken war, geliebt zu sein, geliebt mit jener Ehrfurcht und Beharrlichkeit, jener schwärmerischen Poësie und jener Ergebenheit, welche zu allem bereit ist. Und doch wehrte sie sich verzweifelt, mit jenem Eigensinn, wie er Überreizten anhaftet, ihn bei sich zu empfangen, seinen Namen zu erfahren oder mit ihm zu sprechen. „Nein, nein, das würde mir diese seltsame Freundschaft verderben. Wir müssen einander fremd bleiben“, pflegte sie zu sagen.

Sicherlich war auch er eine Art Don Quichote, denn er tat nichts, um sich ihr zu nähern. Er wollte das sinnlose Versprechen des Schweigens, das er ihr damals in der Eisenbahn gegeben, bis ans Ende halten.

Während der langen Stunden ihrer immer mehr zunehmenden Schwächeanfälle erhob sie sich oft von ihrem Ruhebett, um den Vorhang zu heben und zu schauen, ob er da wäre, unter ihrem Fenster. Hatte sie ihn dann gesehen, wie er unbeweglich auf seiner Bank saß, so legte sie sich mit einem Lächeln auf den Lippen wieder nieder.

Eines Morgens, gegen zehn Uhr, starb sie. Als ich das Hotel verließ, kam er außer Fassung auf mich zu; er ahnte, was geschehen war.

Als er vor ihrem Totenbett stand, ergriff er ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf; dann stürzte er hinaus, wie wahnsinnig.

Der Doktor schwieg von neuem und fuhr dann nach einer Weile fort: „Sehen Sie, das ist wahrhaftig das seltsamste Abenteuer, das ich kenne. Man muß doch zugeben, daß die Menschen drollige Geschöpfe sind.“

Halblaut meinte eine Frau: „Diese beiden Menschen waren weniger verrückt, als Sie glauben . . . Sie waren . . . sie waren . . . Über sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen. Und da man in der Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand überging, um sie zu beruhigen, erfuhr man nicht mehr, was sie hatte sagen wollen.

Bei den Schweizer Uhrmachern.

(Mit 13 Abbildungen nach Originalaufnahmen.)

Der Zufall spielt auch in der Geschichte der großen Industrien seine Rolle.

Im Jahre 1679 kehrte ein Pferdehändler, den die Überlieferung einfach Peter nennt, von einer seiner vielen Reisen nach seiner Heimat La Sagne heim, einem kleinen Ort hoch oben in den Bergen von Neuenburg, das damals noch eine selbständige Grafschaft war. Er brachte eine für jene Zeit unerhörte Kostbarkeit mit, eine englische Taschenuhr. Aber — das Werk ging nicht. Der glücklich-unglückliche Besitzer horchte herum, wer wohl die Reparatur übernehmen könnte, und hörte endlich von einem blutjungen Schmied, Daniel Jean Richard, der sich gern mit allerlei Basteleien beschäftigte und nicht selten darüber mit seinem strengen Vater in Zwiespalt gerate. Peter suchte den Schmied auf, übergab ihm auf gut Glück sein Werk, und es gelang Jean Richard in der Tat, es wieder in Gang zu bringen. Aber damit nicht genug: er hatte bei dem Auseinandernehmen auch die einzelnen Teile und Teilchen genau kennen gelernt, war sich über ihr Neinandergreifen klar geworden und machte sich, kurz entschlossen, an den Bau einer neuen Taschenuhr. Und auch dies fühne Unterfangen glückte dem Bierzehnjährigen nach mehr als einjähriger Arbeit. Er, der vorher keine Kenntnis von der Konstruktion einer Taschenuhr gehabt hatte — fünfzig Jahre vorher war die erste Turmuhr in der Welt abgeschiedenen Gegend in Betrieb gesetzt worden — der sich alle Werkzeuge selbst erfinden und anfertigen mußte, brachte wirklich ein zwar gewiß sehr schwerfälliges, aber doch brauchbares Werk zustande, das ihm allseitige Bewunderung eintrug.